Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 1

Artikel: Das Fussballspiel
Autor: Lehmann, Hans-Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1078977

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

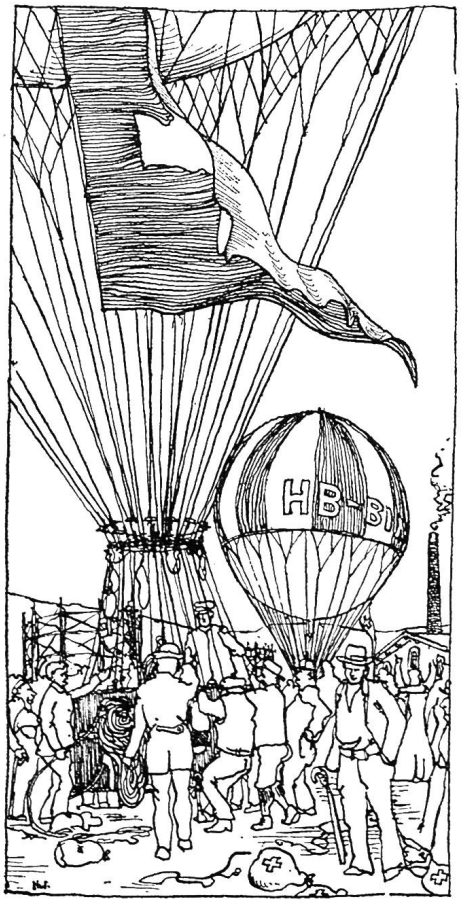
Brief aus Bonn

sich wohl sagen, daß die Bewegung in der Jugend weitergeht, wenn dabei seit Ende August auch mehr unterschiedliche Auffassungen sichtbar werden. So dürfte denn der frische Wind, der seit einiger Zeit in dem manchmal reichlich selbstzufriedenen «Bundesdorf» weht, nicht nur des Herbstbeginns wegen anhalten. Und es schadet sicher nichts, wenn eine Brise davon den einen oder andern Berufspolitiker streift – die Sucht, zum «Establishment» der Arrivierten zu zählen, bleibt trotzdem eine hier besonders verbreitete Krankheit, vielleicht die einzige, die sich nicht auf das im Sommer jeweilen über dem Rheinkessel brütende Treibhausklima zurückführen läßt...

Dein Peter Meier, Bonn

Vexierbild von heute

von Henry Wydler



Wo ist der Ballonführer?

Das Fussballspiel

Erzählung von Hans-Rudolf Lehmann

Auf der eingezäunten Rasenfläche zwischen der Straße und dem Wäldchen spielten einige Jungen Fußball.

Thomas stand im Tor, das durch zwei kräftige, in den Rasen gerammte Äste markiert wurde. Damit die untergehende Sonne ihn nicht blendete, hatte er seine Schirmmütze tief in die Stirn gedrückt. In leichter Kauerstellung und mit schlaff herunterhängenden Armen wartete er auf den Ball. Wenn die gegnerische Partei auf ihn zustürmte, kniff er die Augen zusammen und begann ungeduldig in den Kniegelenken zu federn. Wenn aber seine eigene Mannschaft im Angriff lag, schrie er laute Anweisungen ins Kampfgetümmel hinein oder biß sich vor Aufregung in den Handrücken.

Am liebsten hatte er es, wenn er wie die berühmten Torhüter den heranrollenden Ball mit einem Hechtsprung abzuwehren vermochte: er stieß sich vom Boden ab, schnellte seinen Körper mit fangbereit ausgestreckten Armen durch die Luft, krallte im Niederfallen seine Finger in den Ball und riß ihn, geschmeidig auf den Rücken rollend, an seine Brust. Danach stellte er sich von neuem ins Tor und rieb sich verstohlen die aufgeschürften Knie.

Es konnte auch geschehen, daß sich der Ball, statt heranzurollen, dem Tor in hohem Fluge näherte: da straffte er ruckartig seine Beinmuskeln, sprang, stöhnend vor Anstrengung, in die Höhe und ließ den Ball an seinen geballten Fäusten abprallen.

Bei sanften und ungefährlichen Schüssen allerdings veränderte er seine Haltung kaum: er streckte gelassen einen Fuß aus, stoppte den Ball mit dem Innenrist und rief dem schlechten Schützen eine verächtliche Bemerkung zu.

Manchmal jedoch überschritt der Ball trotz seiner Achtsamkeit die Torlinie; und während die Gegner ein triumphierendes Geschrei anstimmten, drehte Thomas sich um, ging langsam über den Rasen, bückte sich schweigend nach dem Ball, kehrte ebenso langsam zurück und überreichte ihn mit gesenktem Kopf dem Mittelstürmer seiner Mannschaft, der niedergeschlagen beim Torpfosten wartete. Die beiden tauschten einen männlich ernsten Blick und klopften einander begütigend auf die Schultern; dann trabte der Mittelstürmer wieder zur Feldmitte, um den Anstoß auszuführen.

Nach einem Tor indessen, das die eigene Partei erzielt hatte, stieß Thomas schrille Freudenschreie aus und hüpfte strahlend auf und ab; und nun waren es die anderen, die mit hängenden Schultern in ihrer Feldhälfte herumschlichen und rachsüchtig auf den neuen Anstoß warteten.

Die zweite Halbzeit war angebrochen. Ein Angriff brandete gegen Thomas' Tor. Der Ball wechselte in verwirrender Folge von einem Spieler zum andern. Mit wildem Gebrüll stellten sich die Verteidiger den heranstürmenden Angreifern in den Weg. Ein strohblonder, magerer Junge kämpfte sich, den erbeuteten Ball am Fuß, aus dem Gewühl heraus: keuchend stampfte er aufs Tor zu, stoppte wenige Meter vor Thomas und trat so gewaltig auf den Ball, daß dieser hoch über das Tor hinwegpfiff, schräg gegen den Wald abtrieb und mit dumpfem Laut bei den ersten Bäumen landete.

«Daneben! Daneben!» jauchzte Thomas. In langen Sprüngen setzte er dem Ball nach. Er überquerte das schmale Asphaltsträßchen, das dem Waldrand entlangführte, und kroch in die Büsche hinein, zwischen denen das Leder verschwunden war.

«Nicht da... da!» hörte er hinter sich eine Stimme mit rollendem Akzent sagen. Thomas fuhr herum: Ein junger Italiener lachte ihn freundlich an und deutete zur verwitterten Ruhebank hinüber, auf der er vorhin noch gesessen hatte.

Während sich Thomas wieder aus dem Buschwerk hinauswand, schlenderte der Italiener zum Haselstrauch neben der Bank und zog unter dessen Geäst den Ball hervor. Nachdem er ihn prüfend in den Händen gewogen

hatte, nickte er befriedigt und warf ihn Thomas zu. Dieser lächelte dankbar, drehte sich um und rannte, den Ball an die Brust gepreßt, zu seinem Tor zurück.

Zögernd folgte ihm der Italiener. Am Rande des Spielfeldes blieb er stehen, um mit kritisch vorgeschobener Unterlippe dem Kampf zuzuschauen, der erneut entbrannte. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und wiegte sich auf den Fußsohlen hin und her. Als der Ball an ihm vorbeihüpfte, hielt er ihn auf. Er nahm einen kleinen Anlauf, ließ das Leder einige Male auf den Boden prellen und beförderte es mit einem geschickten Tritt ins Feld zurück. Die Jungen betrachteten erstaunt den fremden Zuschauer. Der senkte den Blick und vergrub wieder seine Hände in den Hosentaschen.

Thomas' Mannschaft geriet in eine gefährliche Situation: da stampfte der Italiener mit den Füßen auf und schrie den Spielern unverständliche Worte zu: ein Geknatter hellklingender Silben.

«Wer ist er denn?» fragte man sich. Niemand wußte es. Halb lachend, halb im Ernst schlug einer vor, man solle den Italiener doch mitspielen lassen. Entschieden lehnte die Mehrheit ab; einige zuckten ratlos mit den Achseln.

«Warum denn nicht?» fragte Thomas. «Wir haben ja sowieso einen zu wenig.» Er schaute zum Italiener hinüber und musterte dessen abgeschossenen Kleider: seine Blicke glitten von den Schuhen zum wirren, schwarzen Haarschopf hinauf. Mit beredten Worten versuchte er die Einwände zu entkräften, die sich ringsum erhoben.

Nach einem zähen Hin und Her willigten endlich auch die Widerstrebendsten in den Vorschlag ein. Man bedeutete dem Italiener, er möge sich auf die Seite von Thomas' Mannschaft stellen. Zuerst begriff er nicht, was von ihm verlangt wurde: er wich ein wenig zurück und blinzelte die Jungen erschrocken an; dann aber zog er seinen Mund lachend in die Breite und bekundete mit eifrigem Nicken seine Zustimmung. Er schlüpfte hastig aus seinem Kittel und warf ihn achtlos ins Gras. Einer der Jungen zerrte ihn am Ärmel auf die Position des linken Flügels. Er schlenkerte die Beine und kreiste mit den Armen durch die Luft, um seine Muskeln zu lockern.

Sogleich erhielt er den Ball zugespielt. Ohne zu zaudern, schob er ihn zum rechten Flügel hinüber, der sich freigestellt hatte. Man wunderte sich über die Genauigkeit seines Zuspiels. Mühelos schüttelte er seine Verfolger ab oder verwirrte sie mit gewandter Körpertäuschung. Bald war er es, der die Mannschaft dirigierte. Sein Gesicht hatte sich vor Anstrengung gerötet: sein Atem flog; unermüdlich wirbelten seine Füße über den Rasen. Er vermied es, selber aufs Tor zu schießen; aber er beorderte diesen oder jenen Spieler mit einem ermahnenden Zuruf an die günstigste Stelle und flankte ihm dann den Ball so präzis zu, daß das Tor fast unvermeidlich fallen mußte.

Während seine Mannschaft jede dieser Taten mit großem Hallo feierte, begannen die Gegner zu murren: sie versuchten die Wirksamkeit seines Spiels zu vermindern, indem sie ihn, wenn er im Besitz des Balles war, umzingelten oder sich in einem wogenden Knäuel an seine Fersen hefteten. Aber alles war umsonst: immer wieder gelang es ihm, zwischen den Beinen der Gegner hindurch oder über deren Köpfe hinweg die entscheidende Flanke anzubringen.

Allmählich griff man zu unerlaubten Mitteln, um den Italiener an neuen Erfolgen zu hindern: einige Male stolperte er über absichtlich hingestreckte Beine und schlug der Länge nach hin; doch er rappelte sich lachend auf, klopfte sich Erdklumpen und Grasbüschel von den Hosen und fuhr dem Gegner beschwichtigend übers Haar. Auch als er von hinten einen heimtückischen Stoß erhielt und ihn jemand gar mit aller Gewalt am Hemd zu Boden riß, verlor er nicht die Geduld, sondern drohte den Sündern nur in halbem Ernst mit dem erhobenen Zeigefinger.

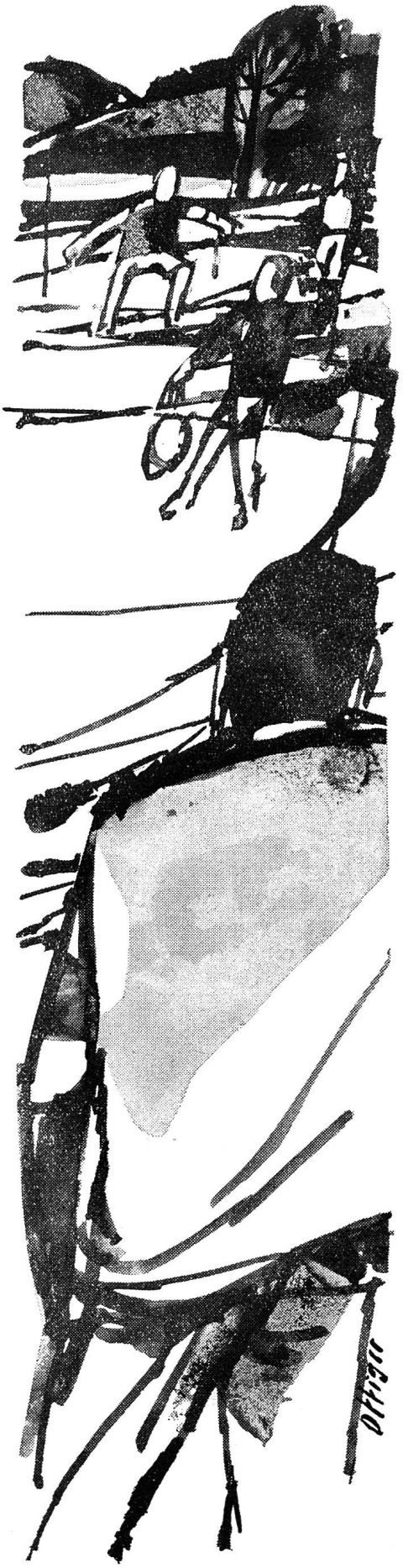


Illustration Walter Ottiger

Das Fussballspiel

In der unterliegenden Mannschaft nahm die feindselige Stimmung rasch überhand. Die Worte, die man mit dem Gegner wechselte, wurden zusehends gehässiger. Ein untersetzter, starknackiger Junge, der bisher seine Kameraden barsch herumkommandiert hatte, packte plötzlich den Ball, schleuderte ihn weit fort und schrie: «Ich helfe nicht mehr mit!»

«Feigling!» höhnte die Gegenpartei im Chor.

Der Junge spuckte aus. «Das ist ja nur ein Italiener!» rief er, indem er geringschätzig auf den jungen Mann deutete, der mit kindlich erstaunter Miene der Auseinandersetzung zuhörte.

«Du kannst eben nicht verlieren!» warf jemand ihm vor.

«Ich kann schon verlieren», maulte der Junge und verschränkte trotzig die Arme auf der Brust. «Aber ich brauche mich nicht von einem Italiener schulmeistern zu lassen!»

«Das stimmt!» pflichtete ihm mit kreischender Stimme ein hochaufgeschossener Junge bei, dessen Gesicht von Sommersprossen übersät war. «Das stimmt!» wiederholte er bedeutsam. «Und überhaupt ist das ein ungerechtes Spiel. Er ist ja viel älter als wir. Ich helfe auch nicht mehr mit.»

«Wir auch nicht», echoten ein paar andere.

Schweigend starrten sich die beiden Mannschaften an. Thomas hörte sein Herz pochen; er blickte mitleidig auf den Italiener, der im leeren Raum zwischen den feindlichen Parteien stand und hilfesuchend den Kopf bald in die eine, bald in die andere Richtung wandte.

Der Untersetzte gab seinem Nachbarn einen Wink. Dieser, ein schmächtiger Junge von kränklichem Aussehen, spurtete zum Wald hinüber und brachte in unterwürfiger Haltung den Ball herbei. Der Untersetzte klemmte ihn unter den Arm. Er musterte hämisch die Gesichter ringsum. «Der Ball gehört ja schließlich mir», verkündete er und plusterte voller Genugtuung seine Wangen auf. Dann fügte er hinzu, indem er jedes Wort eindringlich betonte: «Ich gehe heim. Unsereiner spielt nicht mit Italienern!»

Thomas und einige andere machten Miene, sich auf ihn zu stürzen; aber der Italiener trat ihnen mit flehend ausgebreiteten Armen in den Weg. Der Untersetzte wies ihm grinsend die Zunge und marschierte stolz wie ein König davon. Die meisten seiner Mannschaftsgefährten trotteten verdrossen hinter ihm drein; die übrigen blieben noch einige Augenblicke beieinander stehen, schüttelten die Köpfe und verwarfen bedauernd die Hände; dann zerstreuten auch sie sich. Thomas benetzte einen Zipfel seines Taschentuches mit Speichel und reinigte seine aufgeschrammten Knie vom verkrusteten Blut.

Der Italiener stand noch immer auf dem gleichen Fleck und schaute den heimkehrenden Jungen nach.

Thomas trat auf ihn zu. «Ich heiße Thomas», sagte er.

Der Italiener lächelte mühsam; er tippte mit dem Zeigefinger auf Thomas' Brust.

«Du Thomas», wiederholte er gelehrig.

«Es tut mir leid», sagte Thomas.

Der Italiener verstand nicht; er beugte lauschend den Kopf vor und bat Thomas mit einer Gebärde, seine Worte zu wiederholen.

Thomas schwieg. Der Italiener holte seinen Kittel und zog ihn fröstelnd an. Sie gingen nebeneinander zur Bank und setzten sich wortlos darauf. Sie betrachteten eine Weile den Abendhimmel, der sich golden-rötlich zu verfärben begann.

Jenseits der Wiese, hinter einer Hecke, fuhren Autos mit eingeschalteten Standlichtern vorbei: das Brummen ihrer Motoren übertönte das Gezwitscher des Vogels, der sich über ihren Köpfen auf einem Buchenzweig schaukelte. Thomas betastete mit den Fingern die schartige Fläche des Brettes, auf dem er saß. Er fand eine Vertiefung und versuchte, sie mit den Nägeln auszukratzen.

«Ich bin elf», sagte er.

«Elf?» fragte der Italiener gedehnt.

Thomas hob beide Hände mit gespreizten Fingern und dann noch den Daumen in die Höhe.

Der Italiener klatschte sich vor Vergnügen auf die Schenkel: seine Niedergeschlagenheit war verflogen. «Undici», lachte er und zeigte nun seinerseits mit den Händen, daß er neunzehn Jahre alt sei.

«Das ist neunzehn», belehrte ihn Thomas. Er sagte die Zahl so oft vor, bis der andere sie mit scharfer Betonung nachzusprechen vermochte.

Eine Weile schwiegen sie wieder. Thomas wühlte in seinen Hosentaschen und förderte eine verklebte Packung Kaugummi zutage. Er brach die Stange entzwei und bot die eine Hälfte dem Italiener an. Dieser bedankte sich mit einem Schwall fremdländischer Worte; dann schob er das Geschenk hastig in den Mund. Beide kauten sie nun einträchtig und sahen zu, wie das flammende Rot am Himmel verglühte.

«Von wo kommst du denn?» fragte Thomas.

Der Italiener hob verständnislos seine Hände in die Höhe und ließ sie wieder sinken.

Thomas ahmte das ratternde Geräusch eines fahrenden Zuges nach und zeichnete mit dem Zeigefinger eine kurvenreiche Reiseroute in die Luft.

«Kommst du von Rom?» erkundigte er sich.

«No no no!» wehrte der Italiener ab und nannte dann mit inbrünstigem Ausdruck einen Namen, den Thomas noch nie gehört hatte, einen Namen, der süß und schmelzend klang, weil er aus lauter klangvollen Vokalen und summenden S-Lauten bestand.

«Aha», entgegnete Thomas und tat so, als kenne er den Namen schon längst.

Der Italiener zog aus der Busentasche seines Kittels behutsam eine vergilbte Fotografie hervor; mit liebevoller Gebärde hielt er sie Thomas vors Gesicht. Eine vielköpfige Familie war darauf zu sehen. Alle trugen

Das Fussballspiel

feierliche Kleider. In der Mitte stand eine junge Frau; auf ihren Armen lag ein kleines, schreiendes Kind. Sie beugte sich tröstend über das verzerrte Gesichtchen. Alle übrigen schauten starr geradeaus und zogen in erzwungenem Lächeln die Mundwinkel nach oben.

Der Italiener legte seinen Zeigefinger auf das Bild.

«Teresa», sagte er. Der Finger rutschte weiter zur nächsten Figur.

«Pietro. Giovanni. Mama. Raffaela.» Der Finger stockte: er war am rechten Rand angelangt und wies auf einen Jungen, der, etwas abgesondert von den andern, auf einer niedrigen Mauer stand und schüchtern zur Seite blickte.

«Das bist du», sagte Thomas selbstsicher. «Das sieht man gleich. Aber da warst du noch klein.»

Der Italiener nickte. «Ich», flüsterte er, «Mario.» Er blies zärtlich über die Foto, damit kein Staub an ihr haften blieb, und steckte sie wieder in die Brusttasche.

Thomas stützte den Kopf auf seine Hände und versuchte die Steine zu zählen, die zwischen seinen Schuhspitzen lagen. Aber es war so dunkel geworden, daß er sie kaum noch von der ockerfarbenen Walderde zu unterscheiden vermochte.

Ein älterer Herr, der einen Pudel an der Leine führte, tauchte aus der Dämmerung auf. Der Hund zerrte an der Leine und wollte Thomas' Füße beschnuppern; doch sein Meister riß ihn zurück und ging grußlos an der Bank vorbei. Das scharrende Geräusch seiner Schritte verklang im Wald.

Irgendwo begann eine Glocke die volle Stunde zu schlagen. Thomas zählte halblaut die Schläge.

«Ach, schon neun Uhr!» rief er, und seine Stimme klang auf einmal bedrückt und ängstlich. Er stand auf und reichte Mario die Hand. «Ich muß nun gehen», sagte er.

Mario schwieg; nur seine Augen glänzten im Dunkeln.

«Weißt du», erklärte Thomas, «es ist schon spät. Ich muß wirklich gehen, sonst schimpft meine Mutter.» Und während er dies sagte, schüttelte er Mario immerzu die Hand. Er ließ sie nur zögernd los und rang um ein endgültiges Abschiedswort.

Da fragte der Italiener voller Hoffnung: «Morgen auch? Hier?»

Thomas begriff nicht sogleich; aber dann nickte er ernsthaft und beteuerte, indem er seine Stimme feierlich senkte: «Morgen. Ich verspreche es.»

Mario lachte ein wenig und versuchte die Worte nachzusprechen.

Thomas ging mit schnellen Schritten davon. Nach ein paar Metern drehte er sich um: die sitzende Gestalt des Italieners war mit den umliegenden Bäumen und Büschen zu einer einzigen Schattenmasse verschmolzen.

«Hörst du mich noch?» rief Thomas, und ohne zu warten, fügte er hinzu: «Morgen zeig ich dir vielleicht auch eine Foto.»

Er ging weiter; bald fiel er in einen leichten Trab.

Als er die Straße überquert hatte, drehte er sich noch einmal um. «Mario!» schrie er und dehnte übermäßig die Silben. «Mario, du bist mein Freund!»

Das Brummen eines vorüberfahrenden Motorrades verschluckte die letzten Worte; Mario antwortete nicht. Trotzdem lachte Thomas leise und glücklich vor sich hin. Auf dem Heimweg hüpfte er über die Schatten von Telefonstangen und Zaunpfählen, die die Straßenlaternen auf den Asphalt warfen.

Er brach das Liedchen, das er pfiff, erst ab, als ihm in den Sinn kam, daß die Mutter zuhause mit ihm schimpfen würde.

Kürzlich kommt Roland aus dem Kindergarten nach Hause, nachdem die Kindergärtnerin Röteln bei ihm festgestellt hat. «Es isch guet, daß i d Rötele ha», meint er lakonisch, «jetz ka mi niemerts aastecke.» E. B. in B.

Unser 3jähriges Töchterlein war beim Nachbarkind zu Gast und kommt weinend nach Hause: «Mami, s Rägeli hät mich ghaue!» Auf meine Frage, ob es nicht zuerst geschlagen habe, meint es: «Moll, wäisch de Bsuech chunt doch immer zersch dra!» U. V. in F.

Als ich einmal sah, wie ein Mann mit einem kleinen Knaben schimpfte, hörte ich wie der Kleine sagte: «He, bisch du äigetlich min Papi?» W. Ca. in H.

Als mir heute meine Mutter eine Tasse Kaffee einschenkte, bedankte ich mich mit «tante grazie». Meine anwesende kleine Cousine sah mich vorwurfsvoll an; schließlich meinte sie: «Du, dis Mami haißt nid Tante Grazie, sondern Tante Rosmarie!» U. R. in B.

Einmal fragt Roland: «Mami, wär het is ghietet, wo du no ne glai Maiteli gsi bisch?» E. B. in B.

Gestern beim Abendessen betrachtete sich meine 8jährige Schwester lange ein Gerberkäsli mi-gras. Plötzlich schaute sie auf und fragte meine Mutter: «Isch das ächt guet, e Kääsli mit Graas?» U. R. in B.

Anna Barbara, 3 Jahre alt, betrachtete eingehend die Kühe, die friedlich auf der Wiese weideten. Darauf eilt sie zur Mutter und fragt: «Mueti, händ äigetlich alli Chüe vier Rüebli am Buch?» H. K. in St.

Der 4jährige Stephan bekommt Viton-Tabletten, ein Lebertranpräparat. Unlängst kam er aufgeregt in die Küche und sagte: «Mami, Mami, du hesch jo vergässe, mir die Atom-Tablette z gää!» E. Sch. in L.